

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925

4.1.1925 (No. 1)

Die
Pyramide
Wochenschrift
zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 1  4. Jan. 1925

Freiherr Otto v. Stockhorn / Plaudereien eines alten Karlsruhers.
(Aus den Jahren 1840—1847 und 1866 u. ff.)

I.

Wenn der ergebenste Schreiber dieser Zeilen auch seit Jahren nicht mehr in seinem Geburtsort wohnte, fühlt er sich doch als geborenen Karlsruher und darf diese Blätter wohl Plaudereien eines alten Karlsruhers nennen. Den Ort, da man das Licht der Welt erblickt, soll man nie vergessen. Gehören doch die Jahre der Kindheit und Jugend zu denen, an die man am liebsten und oft mit Nüchternung zurückdenkt! Zumal heute, in der Zeit der namenlosen Unrast!

Da wird sich wohl mancher der alten Zeit nicht ungern erinnern und die Bände dieser Plauderei aus dem Eigenen ergänzen, falls sein Alter ihm dazu beifällig sein sollte.

Zunächst sei mir gestattet, über meine Abkunft als Karlsruher einiges Näheres voranzuschicken, mit der Bitte, mich deshalb nicht mit dem bekannten „Kuckuck“ in einen Topf werfen zu wollen, da ich mit diesem eiteln Vogel keine Geistesgemeinschaft fühle.

Mein am 17. März 1754 zu Stuttgart geborener Großvater von väterlicher Seite, Joseph Ernst, war auf die Bitte seines Vaters, des herzoglich württemberg. Geh. Rats Karl Otto Franz Adam, von dem damals schon wegen seiner Weisheit und Güte hochberühmten Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Leutnant in dem neuerrichteten badischen Leib-Infanterie-Regiment angestellt worden und trat im September 1780 seinen neuen Dienst an. Am 7. Februar 1791 vermählte er sich in Winterbach (Oberamt Schorndorf) mit Euphrosyne Christiane, der Tochter des herzoglich württembergischen Oberforstmeisters Grafen v. Sponneck auf dem Engelberg. Nachdem er seinen Hausstand gegründet hatte, kaufte er sich in der Erbprinzenstraße ein zweistöckiges Haus, in welchem er bis zu seinem am 28. August 1834 erfolgten Hinscheiden gewohnt und sehr glückliche Jahre verlebte hat.

Durch die Güte Karl Friedrichs konnte er in dem Leib-Regiment bis zum Oberst und Kommandeur avancieren und führte dasselbe 1806 nach Steiin. Dann wurde er ins Kriegskollegium versetzt, wo er hervorragende Dienste leistete (siehe Werch's bad. Biographie III, S. 185). Nach 47 Dienstjahren wurde er als Generalleutnant in den Ruhestand versetzt. Als Kind war ich selbst noch in dem bis an den „Landgraben“ reichenden Hof dieses Hauses (zwischen Nr. 6 und dem Friedrichsbau), das längst durch einen Neubau ersetzt ist.

Sein ältester Sohn, der nachmalige Geheime Regierungsrat Joseph v. Stockhorn, war seinerzeit eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten in Karlsruhe. Sein zweiter Sohn, der am 5. März 1804 ebenda geborene Karl Friedrich, Bizekanzler des Oberhofgerichts, war mein Vater.

Meine Mutter, Marie geb. Freiin v. Fischer, war die Tochter des Großherzoglichen Obervogts des Landamts Karlsruhe, Karl Friedrich v. Fischer, des Sohnes des von Großherzog Ludwig in den Freiherrnstand erhobenen nachmaligen Staats- und Finanzministers Karl Friedrich Fischer, der ein Sohn des Postwagenexpeditors und Gastwirts „Zum goldenen

Kreuz“ in Baden war. — Als ich 1869—1872 Amtsrichter in Baden war, stand dies „Goldene Kreuz“ noch. Heute ist es durch einen riesigen Prachtbau ersetzt.

Mein Vater war 1810 Hofgerichtsrat in Rastatt und Abgeordneter des Landamts Karlsruhe in der Zweiten Kammer.

Mein Großvater Fischer hatte Dienstwohnung im Hause Adlerstraße 25 (heut zum „Herzog Berthold“ gehörend). Dasselbst weilte meine Mutter im Oktober 1840 zu Besuch und so kam es, daß ich hier am 26. Oktober 1840 das Licht der Welt erblickte.

Meine Kindheit brachte ich meist in Karlsruhe zu, da mein Vater viel im Landtag war und im Dezember 1844 zum Ministerialrat im Ministerium des Innern befördert wurde. Wir wohnten in Hause des Schreiners Göhler im „Neuhäuser“ Viertel, eine Treppe hoch, und alle unsere fünf Zimmer sind mir samt den Möbeln der sehr soliden Aussteuer meiner Mutter noch genau in Erinnerung.

Damals hatte Karlsruhe etwa 20 000 Einwohner. In der „Langea Straße“ gab es noch viele kleine Häuschen, die manchmal einen fast ländlichen Charakter trugen. Der mittlere Teil des Schloßplatzes, den jetzt die schönen, das Karl-Friedrich-Denkmal umgebenden Anlagen zieren, war eine Sandwüste ohne alle Vegetation.

Die Stadt war noch mit „Toren“ gesäumt. Durch das „Ettlinger Tor“ und das „Karlsior“ ging ich oft, namentlich wenn ich meinen „Onkel Louis“ besuchte.

Dieser, der Bruder des Vaters meiner Mutter, Generalmajor v. Fischer, hatte den russischen Feldzug 1812 mitgemacht und ein Fußleiden davongetragen. Er wohnte in der Lindenstraße, wo ich ihn öfters mit verbundenem Fuße in seinem Gartenhäuschen liegen sah. Jedesmal schenkte er mir zehn neue silberne Gröschchen.

Weiland Großherzog Friedrich I. spricht in seinen auf die dankenswerte Anregung seiner hohen Gemahlin seinem damaligen Flügeladjutanten Freiherrn Eduard v. Bodman diktierten „Jugenderinnerungen“ (die Geheimrat Dr. Osber mit sehr nützlichen Anmerkungen herausgegeben hat) von den Verdiensten dieses Mannes um die badischen Eisenbahnen. Nach Schluß der großen Manöver des 8. Bundesarmee-Korps und der von dem Kommandierenden General Karl v. Stockhorn aus Mannheim kommandierten großen Parade bei Schwetzingen beauftragte Großherzog Leopold mit seiner Familie am 25. August 1840 die neue Eisenbahn, die Mannheim mit Heidelberg verband.

Großherzog Friedrich I. jagt darüber folgendes: „Die Erbauung dieser Bahn war unter der Leitung des damaligen Chefs des Generalstabes Generalmajor v. Fischer durchgeführt worden, der den Zug (in dem die Großherzogliche Familie fuhr) auch selbst leitete. Die Frage, warum gerade einem hohen Offizier der Bau dieser ersten Bahn übertragen wurde, findet in dem Umstand ihre Erklärung, daß man den Eisen-

haben damals noch ein tiefes Mißtrauen entgegengebracht und im Zweifel war, ob diese neuen Verkehrsmittel dem Staate überhaupt vorteilhaft seien. Ingenieure, Architekten und sonstige Techniker wollten von der abenteuerlichen Erfindung nichts wissen. Da machte der Generalmajor v. Fischer, der sich für die Eisenbahnangelegenheit lebhaft interessierte, dem Minister Winter den Vorschlag, die Regierung möge ihn mit den Vorstudien zum Bahnbau beauftragen und zu diesem Zwecke nach Nürnberg schicken, um sich dort an Ort und Stelle über die erste Bahn Nürnberg—Fürth eingehend unterrichten zu können. Minister Winter nahm sich der Sache eifrig an, der Vorschlag wurde genehmigt und das Resultat war ein Bericht des Generalmajors v. Fischer, insofern dessen mein Vater selbst nach Nürnberg reiste, um die dortige Bahn zu besichtigen und zu befehlen. Bald darauf wurde dann bei dem Landtage eine Vorlage betreffend den Bau einer Bahn von Mannheim nach Heidelberg eingebracht. Bekanntlich war die Frequenz auf der ersten Strecke eine so überaus große, daß die nächstfolgenden Jahre bereits die Frage einer Weiterführung der Bahn von Heidelberg nach Karlsruhe beschäftigte, allerdings unter ganz anderen Voraussetzungen, da sich nunmehr für eine solche Aufgabe Architekten und Ingenieure in Masse fanden. Nächste meinem Vater, der das Eisenbahnprojekt durch sein reges Interesse förderte, waren es vornehmlich der Generalmajor v. Fischer, Minister Winter und Staatsrat Rebenius, welchen das wesentlichste Verdienst gebührt, Bau und Betrieb der Eisenbahn als Staatsaufgabe erkannt zu haben.“ Eine dankenswerte Aufklärung durch den entschlafenen Landesherren.

Die einzige Tochter Fischers, Frau Oberstjägermeister v. Kettner, bewohnte lange Jahre das ihrem Manne gehörende Eckhaus der Wald- und Amalienstraße. Bei ihr wohnten meine Kusinen Luise und Marie v. Fischer. Alle drei wirkten aufs eifrigste in verschiedenen wohlthätigen Vereinen.

Die Gemahlin meines Onkels, meine Tante Julie, war eine geborene Kägeler. Ihre Eltern besaßen ein links an der Ecke vor dem Mühlburger Thor stehendes schönes Haus, dessen Garten bis an den Landgraben reichte. Mein Bruder und ich durften als Kinder manchmal in diesem Garten spielen.

Ganz nahe bei dem Hause meines Großvaters Stockhorn lag, etwa zwanzig Fuß tiefer als die Erbprinzenstraße, der Erbprinzenergarten. Er lag zu beiden Seiten der Straße. Man konnte unter der Straße hindurchgehen. Die ledige Schwester meines Vaters, meine Tante Nettchen, die immer für uns Knaben voll Güte und Liebe war, führte uns oftmals in diesem Garten spazieren. Vor dem Eitlinger Thor, im Sallenwäldchen, bestand damals schon der heute mit allerhand Götter besetzte Weiler, den der Volksmund einfach das Saubad nannte. Bierkühler habe ich übrigens dort niemals baden sehen.

In jener Zeit lebte man allerhand Spielereien in Gärten. Uns Knaben erfreuten oft die künstlichen kleinen Bunten im Schloßgarten. Gleich hinter dem botanischen Garten stand das „Chinesische Häuschen“, durch dessen farbige Fenster zu blicken uns Kindern einen anziehenden Genuß gewährte. Nebenbei in der Tiefe waren Felsen aufeinander gestürzt, auf deren Höhe ein schmaler Bergpfad führte. Wir hießen den Ort die „Kasemühle“ und kriegten gerne darin umher.

Einen geheimnisvollen Eindruck machte auf mich immer der „gotische Turm“ an der Kriegsstraße. Auch da waren es farbige Fensterchen, durch die man lästern und neugierig in das Innere schaute. Er fiel längst und nicht viele werden sich dieses bescheidenen Bauwerks erinnern.

Als Karlsruhe einst nur etwa 20 000 Einwohner hatte (Mannheim etwa 23 000), kamen viele Bauerleute aus der Umgebung in die Stadt herein, um die Erzeugnisse ihres Fleißes anzubieten und zu verkaufen. Da kam eine Frau daher mit einem Korb auf dem Kopf und rief mit lauter Stimme: „Kaafer Se a Haibelbeer?“ oder es fuhr einer mit einem Wagen durch die Straßen und wiederholte immer wieder den Ruf: „Kaafer Se a Grumbiere?“ oder „Hoppelse?“ Es lag so etwas Rheinischwäbisch-Gemüthliches in diesen zutraulich-fragenden Tönen. Es ist längst ganz verschwunden. In keiner deutschen Stadt habe ich es seit Jahrzehnten je wieder gehört. — Wohl in dem schönen Italien, aber da klang es lange nicht so gemüthlich und anheimelnd, wie es in Karlsruhe mir vorkam.

Wenn z. B. in Genua Weiber ihre paar auf dem Bürgersteig zum Verkauf ausgelegten Kohlblätter und Gemüsesengel den Vorübergehenden anpreisen, schreien sie mit gellender Stimme in die Ohren, wie wenn diesen das Trommelfell plaken sollte. In Rom umschwirrte mich einst ein junger Kerl auf der Piazza Venezia und schrie mir von allen Seiten wie ein böser Geist zu: „popolo, secolo, punzolo!“ Da half alles „basta, basta, va te ne via“ nichts; ich hatte leider keine Baumwolle, aber jener Wunsch: „Baumwolle her, der Kerl sprenge mir die Ohren!“ lag mir auf der Zunge. Am schlimmsten freilich traf ich's in Neapel. Dort schreien die herumziehenden Verkäufer mit unerschöpflicher Kraft und unverfälschter Ausdauer ihre Sprüche in die sonnige Luft, als ob sie dem Hörer einen Liebesdienst erweisen wollten. Dabei sind gerade diese etwas vertoderten Neapolitaner, die mir sonst sehr unympathisch waren, nicht ohne Humor, von welchem ich

in Rom, Florenz und Genua nie etwas bemerkt habe. Wie oft hörte man in Neapel so einen schlecht bekleideten Verkaufsbuben ausrufen: O che belle garofane! Er pries seine geringe Ware erusthaft als schöne Nelken an. Sehr oft hörte ich den einladenden Ausruf: „per un soldo povet' beo', mangiar' e lavar la faccia“ (per un soldo povete bevete, mangiare et lavare la faccia) — für einen Soldo könnt ihr trinken, essen und das Gesicht waschen. Wenn nämlich der Neapolitaner eine der dort beliebten großen, grünen melonenartigen Früchte verspeist, bedient er sich lediglich der Zähne und der Hände, und da alsdann es unvermeidlich ist, daß ihm einige der vielen in der saftreichen Frucht enthaltenen schwarzen Kerne am Gesicht kleben bleiben, wischt er sich mit der leergegessenen grünen Schale, bevor er sie auf die Straße wirft, das Gesicht ab, das dann in feuchter Schönheit erglänzt. Solchen Humor freilich erwidelten unsere Hardtbauern nicht, und doch, sollten sie uns nicht hundertmal lieber sein, als jene Nachkommen der neapolitanischen Lazzaroni? Neapel selbst ist ja unvergleichlich schön, von den Neapolitanern schien mir immer das Gegentheil der Fall zu sein.

Mein Großvater Fischer spielte sehr gut Flöte. Seit den Zeiten Friedrichs des Großen scheint dies Instrument sich in gewissen Kreisen besonderer Beliebtheit erfreut zu haben. Auch der Großvater meiner Frau, General Ludwig v. Wolzogen, spielte Flöte und durch Erbgang kam ich in den Besitz der von beiden Großvätern vor etwa hundert Jahren gepielten Flöten. Die meines Großvaters war aus Ebenholz mit Perlmutter und die Klappen waren aus Silber gefertigt. In Karlsruhe habe später auch ich ihr süße Töne zu entlocken gesucht und habe beide Instrumente stets pietätvoll aufbewahrt. Als bei im Weltkrieg musikalische Instrumente gesucht wurden, glaubte auch ich im Sinne meines Großvaters zu handeln, indem ich sie unseren tapferen und unbeflegten Kämpfern überließ. Wo sie sich heute befinden mag? Möge sie doch in deutschen Händen geblieben sein und durch ihren milden, sanft sich einschmeichelnden Klang den jetzigen Besitzer erfreuen.

Wallenstein konnte keinen Hahn krähen hören. Seine Soldaten werden darauf wohl Rücksicht genommen haben; ob dies auch die Hähne taten? Manche Menschen traf ich im Leben, die ähnliche Abneigungen hatten. So konnte mein Großvater Fischer keinen Apfel riechen. Einst blies er Flöte und als er diese in den Kasten zurücklegte, hielt ich den Augenblick für geeignet, ihm einen großen, saftigen, rotgelben Apfel anzubieten. Der gute Großpapa sagte nichts, mein Vater aber, der dem Spiele zugehört und meine Tat geahnt hatte, gab mir ein spürbares Kläpschen und klärte mich über das Unpassende meiner Handlung auf. Damals war ich etwa sieben Jahre alt und mein Großvater wohnte in der Spitalstraße. Von da an nahm ich auf meinen lieben (1860 in Baden entschlafenen) Großpapa ebensoviele Rücksicht als Wallenstein's Soldaten auf ihren Feldherrn.

In dieser Wohnung meines Großvaters Fischer sah ich auch wiederholt den rühmlich bekannten Pfarrer Penhölzer von Spöck einen der Hardtorte, die meinen Vater zum Abgeordneten gewählt. Er war wie ein wohlhabender Bauersmann gekleidet, hatte einen langen blauen Tuchrock an, helle Strümpfe, Schuhe, einen Dreispitzhut und einen roten, baumwollenen Schirm in der Hand. Er kam auch öfters in das Haus meines Großvaters Stockhorn und war mit beiden befreundet. Noch heute wirkt der Segen, den dieser volkstümliche Mann vor so langer Zeit im Volke ausgestreut hat.

Großherzog Leopold den Gütigen habe ich nur einmal gesehen. Meine liebe Tante Nettchen ging einst mit mir im Schloßgarten spazieren. Wir setzten uns auf eine Bank an der langen Mauer des Fasanengartens. Da kam ein hoher Offizier in Stulpschuhen, weißen Beinkleidern und blauem Uniformsrock. Es war Großherzog Leopold. Meine Tante erhob sich, machte einen feinen Knicks und nahm mir mein Käpplein vom Kopf. Der Großherzog trat vor sie und redete sie freundlich an, während ich ahnungslos ihn anstaunte. Wir sahen den hohen Herrn dann den Fasanengarten entlang gehen.

Einer besonders schönen Weihnachtsfeier erinnere ich mich noch. Mein Vater hatte allerhand geheimnisvoll ausgeschnitten und aufgeklebt, was mich sehr neugierig machte. Endlich kam der heilige Abend heran und mit großer Freude trippelten mein Brüderchen und ich, als die Schelle ihren süßen Ruf ertönen ließ und die Thür sich öffnete, aus dem dunklen Schlafzimmer in das vom strahlenden Christbaum taghell erleuchtete „Besuchs-“ und Wohnzimmer. Vor dem Weißbischen Wienerstügel und dem schönen gelben Peluchesofa stand ein großer Tisch mit dem Lichtbaum, um den herum die Geschenke lagen. Mich erfreute ein Theater mit vielen Hintergründen, Seitenflüssen und Papierfiguren, die mein Vater ausgeschnitten und auf „Klöhle“ geleimt hatte. Mitten im Theater standen Sofa, Tisch und Stühle aus durchbrochenem Blei, die ich viele Jahre sorgsam aufbewahrte. Um das Maß der Freude zum Ueberfließen zu bringen, öffnete die gütige Waschfrau die Thür und kurgelte mir einen Ball ins Zimmer herein, den ich mir mit Freuden aneignete und mit dem ich mich auf dem Schloßplatz dann verquälte.

Meine Vettern Renz, damals Leutnants, besuchten uns öfters. Ihre Eschako's mit den gen Himmel ragenden Baumelbängern stellten sie dann auf den Wiener Flügel, der mit einer Art „Futteral“ von schwerem grünen Tuch vor Staub geschützt war. Meine Mutter spielte vorzüglich auf diesem Instrument und erfreute viele durch ihr vollendetes Spiel. Leider erkrankte sie bald an einem schweren Leiden. Wir Kinder erfuhren nichts Näheres, als daß mein Vater sie mit unbegrenzter Treue und Hingebung pflegte.

Zu die Zeit ihrer Krankheit fällt ein Ereignis, das auch mir einen unauslöschlichen Eindruck machte: der Brand des Hoftheaters, bei dem viele Menschen ihren Tod fanden. Es sollte der „Artesische Brunnen“ gegeben werden, als auf einmal Feuerlärm entstand. Ich trat ans Fenster und sah über die Bäume des Schloßplatzes hinweg über dem Theatergebäude immer größer werdende schwarze Rauchwolken emporsteigen. Ein Trommler ging gemessenen Schrittes dicht vor unserem Hause vorbei und entlockte seinem Kalbsfell einen Seidenlärm, der bis ins Krankenzimmer meiner Mutter drang. Des andern Tages begann ein angsterfülltes Forschen und Fragen nach den Opfern dieser entsetzlichen Katastrophe und es gab viele Tränen und Klagen. Der „Artesische Brunnen“ wurde nie mehr gegeben.

Am 10. März 1847 erlag meine liebe Mutter, trotz der aufopferndsten Pflege durch meinen Vater, dem auch Tante Nettchen zur Seite stand, ihrer Krankheit. In den letzten Monaten ihres Lebens, das sie auf 35 Jahre, 11 Monate und 10 Tage gebracht, durften wir Kinder sie nur selten sehen. Von ihren Freundinnen, meinem Vater, meinen Verwandten hörte ich aber immer ihre Schönheit, Klugheit und Herzensgüte in den stärksten Ausdrücken rühmen.

Zu dem gleichen Jahre dieses unersehblichen, schmerzlichen Verlustes wurde ein Herzenswunsch meines Vaters erfüllt. Am 7. April 1847 wurde er zum Mitglied des damals rühmlich bekannten Oberhofgerichts in Mannheim ernannt und wir siedelten bald nach Mannheim über.

Dort nahm mein Vater, einem Wunsche meiner seligen Mutter entsprechend, eine ältere Freundin der Entschlafenen als Erzieherin in unser Haus. Es war die am 28. 12. 1791 in Mannheim geborene Gräfin Louise de Cérze-Eusignan, deren Eltern in der französischen Revolution ihr Vermögen verloren hatten und sich auf der Flucht befanden. Sie hatte ein merkwürdiges Leben hinter sich und blieb nun dauernd bei uns. Wir zwei Knaben gewannen sie lieb und lernten sie verehren als eine wahrhaft mütterliche Freundin.

Da mein Vater der revolutionären Regierung den Eid nicht leisten wollte, brachte er mit uns Brüdern und unserer guten Gräfin Cérze sechs Wochen in Straßburg zu, wo wir bei „Klavermacher“ Allinger am Schifferstaden wohnten und den ganzen Tag den herrlichen Münster vor Augen hatten. Nicht sehr entzückt waren wir durch den Anblick der Armverrenkungen des optischen Telegraphen, der als eine Art von Dachreiter dem Münster aufgenötigt worden war.

Mein Großvater Fischer wohnte damals in der Spitalstraße gegenüber dem Marktgräßlichen Palais, und ich erinnere mich noch gut, daß alle Einwohner möglichst hohe Zäune mit Wasser gefüllt vor die Häuser stellen mußten, weil man Brandstiftungen befürchtete.

Auch von Mannheim aus hatten wir rege Verbindung mit Karlsruhe. Denn mein Vater war noch Mitglied der zweiten Kammer und weilte deshalb öfters in der Residenzstadt, und

wir Brüder waren häufig bei lieben Verwandten als Logiergäste eingeladen.

Außer unserer geliebten Tante Nettchen war es namentlich der ältere Bruder meines Vaters, Onkel Joseph v. Straßern, dessen Haus uns stets gastlich geöffnet war und Stefaniestraße 90 (später 86) war uns fast wie eine zweite Heimat.

Nur mit wärmster Dankbarkeit kann ich an all die Liebe und Freundlichkeit zurückdenken, die ich in diesem Hause von dem lieben Onkel Joseph, der Tante Clementine und dann von ihren Kindern genossen habe.

Mein Onkel hatte ein überaus liebevolles Herz und half, wo er irgend konnte. Er war Mitglied von über 20, meist wohltätigen Vereinen und widmete der Caritas viele Zeit und Arbeit. Auch im Aquarellieren leistete er Hervorragendes und war von den ersten Künstlern der Residenz anerkannt. Namentlich war er Freund der Kinder, denen er reizend netze kleine Papierpuppen mit Wasserfarben zu malen pflegte, die dann „Stochbrunle“ genannt wurden.

Als er in hohem Alter am 20. Februar 1876 in seiner geliebten Vaterstadt einem Gehirnschlag erlag, wurde er von vielen Hunderten aufrichtig und innig betrauert.

Zur Zeit der badischen Revolution weilten wir längere Zeit in Karlsruhe und wohnten in der Akademiestraße. Dort sah ich eines Vormittags zwei richtige Revolutionäre mit Schleppläbellen und Schlapphüten, auf welchen eine rote Feder erglänzte, auf der Straße gehen.

Mein Onkel war Wehrmann in der in Treue feststehenden Karlsruher Bürgerwehr und war einer der Wenigen, welche die Großherzogliche Familie auf der Flucht über den Rhein begleitete. Nach seinen eigenen Mitteilungen sah er auf einer Probe der treugebliebenen Batterie Großmann, rechts und links neben ihm die Prinzen Wilhelm und Karl, die er mit seinen Armen hielt.

Eines Tages, als mein Vater in Vertretung meines Onkels in der Bürgerwehr Dienst tat, wurden scharfe Patrone verteilt, denn die Lage war brenzlich. Es kam aber nicht zum Schießen. Mein Vater hob sich aber die erhaltene scharfe Patrone zum Andenken auf. Ich erbt sie von ihm und verwahrte sie gut. Sie bestand aus einem etwa 6 Zentimeter langen Papierzylinder, der mit Pulver gefüllt war. Am unteren Ende konnte man die runde Bleifugel fühlen; am anderen Ende ragte ein Stück des hier ungebogenen Papierzylinders hervor, das abgeissen werden mußte, bevor man das Pulver in den Gewehrlauf schütten konnte. Die Anwesenheit von Schießpulver in meinem Schreibsekretär war mir aber auf die Dauer doch unsympathisch, und als ich 1879 nach Mannheim verlegt worden war, spazierte ich an einem schönen Nachmittag auf die Rheinbrücke und warf die Patrone mitten in den Rhein, damit sie keinen Schaden anrichten könne.

In Mannheim durchlief ich das Lyceum bis Untertertia. Als mein Vater am 15. Mai 1858 zum Hofgerichtsdirektor in Freiburg befördert worden war, absolvierte ich in dieser schönen Stadt das Lyceum und studierte Jura. Das zweite und dritte Semester in Heidelberg. Die anderen in Freiburg. Doch winkte mir, ganz abgesehen von häufigen Ferienbesuchen bei meinen Verwandten meine Geburtsstadt bald wieder zu wiederholten, ernsthaften und wichtigen Besuchen. Es nahen die beiden Staatsexamina. Gott sei Dank, Anfang Dezember 1863 bestand ich das erste Staatsexamen als Vierter mit der Note „gut“. (Wehert, Wittell, Waag, ich, Brauer, Kopp, alle sechs von neun mit der gleichen Note.)

(Fortsetzung folgt.)

W. Salewski / Schnurren und Feierlichkeiten von einem vergessenen Karlsruher Dichter.

Propheten gelten nichts in ihrer Vaterstadt! — Dennoch sei es gewagt, hierorts an einen Dichter zu erinnern, der zwar nicht in Karlsruhe geboren, aber nach dem Ende der Freiheitskriege lange Jahre hier als Kavallerieoffizier und episch-dramatischer Dichter, als humoristischer Romantiker und späterer Hoftheater-Intendant gelebt hat. Es gehört ja heutigen Tags zum guten Ton, Romantiker auszugraben, warum also nicht auch in Karlsruhe! Und der lebenswürdige Mensch und Dichter, den ich meine, dürfte nach meiner besten Ueberzeugung in einer antinaturalistischen Literaturgeschichte der Zukunft vielleicht noch einmal als eine Verühmtheit auftauchen, um deretwillen man Karlsruhe als eine von den Mäusen besonders begünstigte Stadt preisen wird. Will man die Werke vergessener Romantiker ausgraben, so muß man zunächst in Erdbeerläden gehen und die betreffenden Bücher aus alten Schuben, Säbelen, Büsten und Tabakpfeifen ausgraben, aber man muß selbst eine romantische Seele sein und sich noch einen Glauben an verborgene Schätze bewahrt haben, selbst wenn es sich um durchaus unromantische Gegenden handelt wie etwa die Kronenstraße in Karlsruhe. Dort entdeckte einer meiner Freunde 25 Bände eines gewissen Joseph Freiherrn v. Nusseuberg, dessen Name mir früher auf keiner Universität

begegnet war. Da ich von Norddeutschland komme, weiß ich nicht wie weit ihn ältere, in der Historie der Stadt benannte Karlsruher Persönlichkeiten kennen. Von seinen Werken jedenfalls scheint keine Stimme mehr im Hardtwald zu raunen, und doch habe ich Dinge darin gefunden, die wirklich — doch ich möchte nicht durch vorläufige Begeisterung das besonnene Urteil meiner Leser trüben. (Denn ein Prophet alt nichts in seiner Vaterstadt!) Möge sich der ausgegrabene „Prophet“ selber präsentieren:

„Der Frühling des Jahres 1822 war glücklich angelangt,“ so schreibt unser Dichter in seiner grotesken Novelle „Das Nordlicht von Karlsruhe“, „und ich damals Lieutenant der Garde zu Pferde, als welcher ich auch vor dem ersten Bande meiner früheren Werke in Kupfer gestochen bin. Es ist allerdings wahr, daß ich dort ein sehr laures Gesicht mache; dies entstand aber aus mehreren zufälligen Ursachen . . . Viele Schriftsteller nehmen für solche Gelegenheiten ein fremdartiges Gesicht an, erheben die Augen schwärmerisch gen Himmel oder sperren sie weit auf und starren furchtbar geradeaus . . . Mancher — und das ist das Allerste — will sich bedeutend lächeln, mit Verächtlichkeit des schönen Geschlechts, unter sanfter Mundverzierung; dabei sagt er zum Vater: „Ich bitte,

drücken Sie ja jedes meiner Gefühle aus! ... Ich sagte dem Maler: „Teuerster Freund, schmeicheln Sie mir nicht!“ — Mein saures Gesicht entstand, wie gesagt, aus zufälligen Ursachen. Erstens hatte ich damals gerade kein Geld, denn ich kam von Baden-Baden zurück, wo ich nach einer neuen Erfindung das Roulette sprengen wollte. ... Ferner ließ ich mich in meiner vollkommenen Armatur malen ... und ich erschien in frischangestrichenen Lederbeinkleidern (vulgo Lederhosen), die mich über den Hüften pressten, und großen neuen Steifstiefeln, die mir die Füße heftig drückten, welche Empfindungen natürlich einen finsternen Einfluss auf das Gesicht äukerten. Dann war noch im Jahre, wo ich gemalt wurde, der Wein nicht geraten ...“

In diesem Stil verulkt sich der Dichter weiter und es zeigt sich allgemach, daß die ganze Novelle „Das Nordlicht von Karlsruhe“ nichts ist als eine tollkühne, übermütige Selbstparikatur, der es weniger auf regelgewandte stilistische Poetik als auf ein ungezwungenes, groteskes Spiel des Dichters mit seiner Phantasie ankommt, die hier in Gestalt eines exotischen Fremden auftritt. Er reitet mit ihm auf durchgehenden Gängen nach Durlach zur Aufführung des „Freischütz“. Schon bei dem Akt scheint es mit dem Fremden, dem „Lord“, nicht recht geheuer: ... „Hinter mir kam wie rasend Christoph (sein Burtsche), der den Pufz auch nicht mehr halten konnte und ihn dadurch besänftigen wollte, daß er schrie: „Zug halt!“ — dann: „Estadron halt!“ — dann: „Division — halt!“, aber der Satan war in die ganze Cavalcade gefahren, und am Durlacher Tor hielt der Lord, höhnisch nach mir blickend, der ich samt Christoph an ihm vorbei mußte — schreiend: „In die Karlsburg, Euer Herrlichkeit!“ — und jetzt ging durch Durlach quadrupedante zc. zc. ... Zum Glück stand der Hausknecht unterm Hoftor und hatte mich schon einmal so ankommen sehen. Er machte beide Knie auf; der „Brander“ (sein Pferd) unter hochliegenden Steilabgeln hinein — der Christoph nach — seine Knie bis zum Gesicht hinaufgezogen, und jetzt — jetzt parierte am Stalltor der Brander — so hartnäckig und plöcklich, daß ich, den Hausknecht umarmend, den Boden erreichte, ihm gleich zwei Sechsbäcker verdrach, wenn er sagen wolle, ich sei auf eine neue und von mir erfundene Art herabvolteigert.“

Nach dem Besuch des „Freischütz“ entspinnt sich, wie schon des öfteren, ein wütender dramatischer Dialog zwischen ihm und dem geheimnisvollen Lord, der damit endet, daß die Lordschafft in empörte Kritik über die Durlacher Aufführung ausbricht:

„Der Samiel? — Wie ist der Samiel kostümiert? — Ganz gegen die höllische Etikette. Glend, abscheulich! Das der Samiel? Das ist ein zusammengestickter Lumpenteufel! ...“ (Er hat einen armdicken Baum aus der Erde gerissen und stürzt aufs Theater zu.)

Ich (in Verzweiflung nach mit dem Bebruch): „O alle Heiligen — Hilfe! Ganz Durlach geht zugrunde! Klächet! Klächet! — Alle Türen zu! — Der wahre Samiel kommt!“

Zuletzt entpuppt sich die Lordschafft als ein leibhaftiger Vampyr, den der Ritter Freiherr von Nuffenberg — wie weiland Siegfried den Drachen — erschlägt, und zwar im Durlacher Schlossgarten. Er entwirft darauf eigenhändig ein Programm für einen feierlichen Triumphzug in Durlach. Es folgen einander verschiedene Chöre, ein Kosakenchor, ein Spanischer Chor, ein „Sanfter Chor“, ein „Noch sanfterer Chor“ von zwölf der allerichönsten Durlacherinnen, die gleichfalls aus den Krallen des Vampyrs befreite Agathe führend:

„Wir winden dir den Jungfernkranz
mit weissenblauer Seide;
dein Ketter kommt im Siegesglanz,
in einem neuen Kleide.“

Dem Triumphator selbst folgt ein „Chor der Priesterinnen“, iprechend:

Von Sarasros' hohem Wagen
sehst ihr den Leutnant ragen,
der — die Ursach' vieler Plagen —
den Vampyrum hat erschlagen ...

Wie der ganze unberechenbar launige Schwank ausgeht, sei hier aus Gründen heimlicher Sensation verschwiegen.

Doch wer Joseph Freiherr v. Nuffenberg nur von dieser bizarren Seite kennen lernen würde, hätte von seinem tieferen Weien ebentowenig erfasst, wie jemand von Christian Morgenstern, dem unvergleichlich tiefen Pyriker, wenn er nur seine urkomischen Galgentieder kennen würde. Es ist gerade während dieser Tage angebracht, von einer Dichtung Nuffenbergs im ernüchterten Sinn zu iprechen, die als seine bedeutendste angeprochen werden muß: „Alhambra“, Epos in dramatischer Form. Dieses dramatische Epos umfaßt die Fülle von einem Vorspiel, einem Trauerspiel und zwei Schauspielen, von denen uns an dieser Stelle nur das letzte interessieren soll: „Die Eroberung von Granada“. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß diese großangelegte Dichtung sehr zu Unrecht vergessen worden ist, und daß dieses nur dadurch geschehen konnte, daß die naturförmliche Strömung der letzten Jahrzehnte vielfach andere geistig intimere Strömungen vergewaltigt und verdrängt hat. Wer las z. B. vor dem Kriege Novalis oder Hölderlin? Heute

erleben diese wundervollsten Dichter deutscher Zunge eine Auf-erziehung, die ganz gewiß der seelischen Erneuerung unseres Volkes tief und nachhaltig zugute kommen wird. Aber viele, viele Quellen sind noch zu erschließen, die gerade von der zünftigen literar-historischen Forschung mit Verachtung gestraft werden. Heute aber bricht ein neues, reliquies, bildhaft symbolisches Welkerleben an, das die Dinge der sogenannten Wirklichkeit wieder als Gleichnis zu werten weiß und an eine Schau höherer Geisteswirklichkeiten glaubt, als sich die Schulweisheit träumen läßt.

In Nuffenbergs Dichtung „Alhambra“ gibt sich eine durchaus genialisch zu nennende Schaufkraft dichterischer Intuition kund, die mit meisterlicher Sprachform nicht nur Bilder der Bodenschönheit, sondern vor allem das Kluten kosmisch-über-sinnlicher Imagination künstlerisch zu bewältigen weiß.

Als ich die unten angeführte Stelle aus „Alhambra“ in einem geistigen Zirkel vorgelesen hatte, sagte ein alter kunstliebender Rat: „Das ist ja der reine Dante!“ Und wirklich wird man zugeben müssen, daß hier eine dichterische Begabung am Werk ist, die der Danteschen Imaginationskraft weichenhaft verwandt ist. Dichtungen wie „Seirs Christnacht“ von Nuffenberg können umwolllich als künstliche Nachahmung irgend eines Vorbildes abgestempelt werden. Es kann hier leider nur eine Versauswahl gegeben werden:

Granada, die letzte blendende Stadt und Stärke der Mau-
ren in Spanien ist gefallen. Vor Könia Fernando und Kön-
igin Isabella von Castilien erscheint der Anführer des Stam-
mes der Abenceragen, Seir Ben Amolar, bisher Feind der
Christen, und bittet um die heilige Taufe. Man abgert, sie
ihm zu gewähren, da man der inneren Aufrichtigkeit seiner
Bitte misraut. Nun erzählt Seir in feierlichen Versen, daß
er bereits vor der Taufe gewürdigt worden ist, unter der
Führung eines Engels in die Welt göttlicher Geheimnisse hin-
einzuschauen, und zwar in der heiligen Weihnacht. Er, der
Maure, ist auf dem Weg überstündlicher Offenbarung zur Er-
kenntnis des Christentums gekommen. Er vermag darum
selbst den Christen tiefe, geheimnisvolle Weltanschauung kund zu
tun:

Seir: An dem Abend vor dem Feste,
das die Christen heut begehen,
war, beim Untergang der Sonne,
auf Karthamas wald'gen Höhen
zu vernehmen eine Stimme,
die nicht tönte von dem Berge,
nicht vom schattenreichen Tal,
nein! dem blauen Abendhimmel
schien der Klana sich zu entwinden ...
Immer klarer drang der hebre
Wundertun aus ihr hervor;
in der ernstesten Feiersprache,
die in Christi Tempeln herrscht: ...
... „das Heil der Welt ward heut' geboren!
Des ew'gen Vaters ew'ger Sohn!
Die Nacht in diesem Licht erkoren,
strahlt heller als der Sonne Thron.
Vernehmt den Klana vom Engelsliebe:
Den Guten — Gottes Heil und Friede!“ ...
Auf den himmlischen Altanen
schwang die heil'ge Mitternacht
ihre weitentrollten Fahnen.“

Der Engel tritt als überirdisch schöne Jungfrauengestalt
zu ihm

„und erschloß die Wundertiefen
ihres schönen Augenpaars ...“

Sie erschienen
wie zwei blaue Himmelspunkte,
die die Nacht vermaß zu decken:
Dennoch schwebte leiser Schatten
des vergang'nen Erden Schmerzes
über's Ungeacht dahn;
und der Geist schien mir im Bild
leidender Erinnerung,
die ganz Herz, nie kann vergehen,
ob das Haupt auch kranfend rage
in des Himmels Kronenlicht.“

Seirs Seele schwebt nun mit dem Engel durch die
Sternennacht, schaut all die zauberhaften Schönheiten der spa-
nischen Erde, schaut über den Pyrenäen im Geiste das Bild
der Schlacht von Ronceval und ipricht mit dem Helden Ro-
land. Dann tritt die gewaltigste Imagination der ganzen Dich-
tung auf, die hier leider nur gekürzt wiedergegeben werden
kann:*)

„Dahre Geisterblicke warf
vom Gespann mein Führer nieder;
sprechend: „Sieh! wie klein die Erde
bei so großem Stolz erscheint!
Dennoch hat sie Raum genug,
Dualen in sich aufzunehmen,
die kein best'rer Stern umfaßt.“

*) Ausführlichere Wiedergabe s. „Erda-Sophia I“, herausg. von
Dr. Doldinger. Michael-Verlag (1. A.).

Da gewahrt ich zwei Gestalten,
die der Erde gleich an Umfang
Ihr zu beiden Seiten schwebten.
Die zur Rechten thronte
Hoch auf einem Nebelberge;
anzublicken wie ein Engel,
der erscheint in wahrer Größe,
dessen Herz in Traur versank.
Mit der einen Hand umschlang sie
eine Urne, draus in Strömen
Licht zur Erde sich ergoß;
mit der andern hob sie bebend
einen hellen Schild empor;
ihn bestürmten schwarze Pfeile,
deren ein'ge ihn durchbohrten,
während viele machtlos brachen
an der diamantnen Wölbung
Schnüchtsblicke warf der Engel
der geliebten Erde zu,
sah dann mit betrübtem Auge
nach dem zweiten Niefenbild,
das den andern Pol beherrschte.
Stahl und Eisen schien der Berg,
in der Ewigkeit gewurzelt,
drauf der Nacht eis sich erhob
Menschlich waren seine Rüge,
doch von ew'ger Qual verzerrt;
eine gelbe Krone trug er
Ohne Rast veriaudt' er Pfeile
durch den schwarzen Nebelqualm,
und nach jedem Schuß ertönte
ein Gelächter — gleich als heule
eine Herde von Hyänen. —
Mein berühmter Führer sprach:
„Dener Engel ist das Leben,
dieser Höllegeist der Tod.“

Sie ziehen weiter durch die Sternennräume: Mond, Mars und Jupiter, Orpheus und Orion, Andromeda grüßen sie, „die Gefürchteten des Himmels mit den ewigen Feuerkrone.“ Darüber aber tut sich auf das Strahlenmeer der Ewigkeiten, und der Engel enthüllt dem Heiden das Geheimnis der Menschwerdung Christi:

„Geh mit dem Gruß der Engel
vor Maria hingetreten,
war an einem Himmelsfeste
die Dreifaltigkeit zu schauen.
Alle Sterne wurden plötzlich

in dem Feuerflug gehemmt.
Stille stand der Schöpfung Odem
und erwartend — lag — das Alle
vor dem Throne der Dreieinen.
Sohn und Vater hielten Rat
mit dem Geiste; die Menschwerdung
des Erlösers ward beschlossen.
Nach dem Ebenbild der Gottheit
wurden alle wir erschaffen
Sünd' und Tod entstellten uns;
dennoch blieb der Mensch das Wesen,
welches zwischen Tier und Engel
auf der Schöpfungsleiter steht
Aus den unzählbaren Sternen
ward ersch'n die kleine Erde,
und auf ihr der dürr'ge Stall
zur Geburt der Weltenbürger.
Die Gestalt, die er erwählte,
ward auch hier im Paradiese
von den Geistern angenommen
als die edelste und reinste,
die zur Sichtbarwerdung großer
Himmelspotenzen dient
In der großen Schöpfungskette
drohte schon ein Ring zu brechen,
als der mächtige Erhalter
seinen reinen Sohn gesandt.
Unser Stern war wohl das Kleinste,
das sein Opfertod gerettet.
Christi Blut, am Kreuz vergossen,
hat die Schöpfung neu befestigt,
die dem Chaos nahe war,
wo der Todesdrache lauert“

Diese Christusanschauung Auffsberg's zeigt eine Größe und machtvolle Schönheit, die alles Kirchentum von heute weit in den Schatten stellt. Hier wird Christus im Sinn des Johannesevangeliums und der Offenbarung Johannis als das bewegende Herz der ganzen kosmischen Ordnung erschaut. Wenn das Christentum je aus Philisterei und Dogmenstarre neu belebend entstehen soll, so könnte es wohl auf dem Wege einer solchen durchchristeten Naturschauung geschehen, die ja auch die eines Novalis und eines Christian Morgenstern war. Der vergessene Karlsruyer Dichter, der vor 67 Jahren gestorben ist, befindet sich mit seiner Christuskunde für wahr in guter Gesellschaft. Vielleicht gewinnt er sich nach einem halben Jahrhundert von neuem einige künende Seelen und begeisterte Herzen.

* * * / Das Erwin-Denkmal bei Steinbach.

Im August 1924 waren es 80 Jahre, seit Erwin von Steinbach in seinem Denkmal bei Steinbach in die Lande blickt. Wenig spricht man von dem Künstler, der es geschaffen und gestiftet, und doch fällt jedem das imposante Denkmal im äußersten Nebelgelände in unmittelbarer Nähe des Kirchhofs in Steinbach am Umweger Sträßchen auf, und wohl nur wenige, die der Weg hier vorüberführt, können es sich verjagen, die wenigen Schritte zu Erwin hinaufzusteigen.

Es war im Sommer 1844, als Großherzog Leopold dem Bildhauer (statuaire) Andreas Friederich in Straßburg die erbetene Genehmigung erteilte, ein von Friederich geschaffenes Denkmal für den Erbauer des Straßburger Münsters, Erwin von Steinbach, auf einem Platze nahe der Gemeinde Steinbach, den er zu diesem Zwecke sich gekauft, aufstellen und beides dem Großherzogtum Baden als Geschenk anbieten zu dürfen. Der Zusage folgte alsbald die Ausstellung am 29. August 1844 als dem allerhöchsten Geburtstag mit Feierlichkeit und großem Volksandrang in Anwesenheit des Stifters, des Geheimen Rats und Obervogts Häfelin in Bühl als Vertreter der Regierung und einer Anzahl von dieser geladenen Gäste, worunter besonders Notabilitäten aus Straßburg.

In der Schenkungsurkunde vom gleichen Tag erklärt Bildhauer Friederich seinen Willen mit folgenden Worten:
„Begeistert von dem erhabenen Werke Erwins von Steinbach habe ich, Andreas Friederich, mich gedrungen gefühlt, ihm, dem unsterblichen Erbauer des Münsters zu Straßburg, meine Bewunderung und Verehrung durch ein Werk meiner Hand zu beweisen.

In dieser Absicht habe ich an Seine Königliche Hoheit den Großherzog Leopold von Baden die ehrerbietigste Bitte gerichtet, es möge mir gestattet werden, ein von mir gefertigtes Standbild des großen Meisters auf einem öffentlichen Platze bei Steinbach, seinem Geburtsorte, als Denkmal aufzustellen.

Ich wählte zum Standorte der Bildsäule den Hügel oberhalb des Kirchhofes zu Steinbach. Man sieht von da aus den Rhein mit seinen durch Natur und Geschichte verherrlichten Ufern, das Straßburger Münster, das Wunder der alten Kunst, das Wunder der neuen Technik, die länderverbindende Eisenbahn, und viele Ortschaften der schönen und geeigneten Landschaft.

Dort steht des großen Meisters Bild aus demselben Stein, wovon sein Münster zu Straßburg erbaut ist. Er blickt nicht stolz, aber kühn über seine Vaterstadt auf sein Werk, ein Werk, wie die Erde kein anderes gleiches aufzuweisen hat. Wir sehen Erwin von dem Straßburger Münster aus, wenn die Sonne am Morgen hinter ihm die ersten Strahlen auf die Erde sendet, und er sieht, wie am Abend die Sonne sein Werk mit den letzten Strahlen umglänzt.

Das Standbild enthält folgende Inschrift:

Auf der vorderen Seite
Dem Erbauer des Straßburger Münsters, Erwin
geboren zu Steinbach, gestorben zu Straßburg 1818.

Auf der rechten Seite
Errichtet unter Großherzog Leopolds väterlicher Regierung.

Auf der linken Seite
Enthält am 29. August 1844.

Auf der Rückseite
Dem Vaterlande des unsterblichen Baumeisters
von
Andreas Friederich.

Erwin von Steinbach gehört seiner Heimat nach dem Lande Baden an, so sei denn auch das Bild das Eigentum seines Vaterlandes. Dem Lande Baden widme, schenke und übergebe ich das Denkmal nebst dem von mir am 29. Februar 1844 dazu angekauften Platze, welcher mit einem Flächenraum von 10 1/2 Ruthen, eine Länge von 6 Ruthen 3 Schuh und eine Breite von 3 Ruthen 1 Schuh mißt, durch gegenwärtige Urkunde, welche ich dem erhabenen Landesfürsten, Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog ehrerbietigst darbringe.

Dieser Platz soll, solange das Denkmal dort stehen wird, niemals mit Bäumen bepflanzt werden.

Das von Konrad, Herzog von Zähringen gegründete herrliche Münster zu Freiburg im Breisgau war nach Sage und Geschichte Erwins Werk oder Vorbild. Jetzt wird Erwins von Steinbach Andenken zu Steinbach erneut unter Leopolds von Baden milder Regierung, dessen erlauchtes Haus dem Geschlechte der Zähringer entstammt, und unter dessen Szepter das Erbe von Zähringen und Baden vereinigt blüht.

Leopolds von Baden landesväterlichem Schutze sei und bleibe dies Denkmal empfohlen."

Das Nebgelände auf dem Hügel hatte Friederich von Martin Frick, Bürger und Nebmann in Umweg, um 130 Gulden erworben.

In seinem Bericht über den Verlauf des Festes rühmt Obervoigt Häfelin die freudige Hingabe der ganzen Gemeinde Steinbach — wofür dieser ein wohlaffectioniertes Schreiben der Regierung zugeht — und den ungetrübten Verlauf der Feier sowie die Begeisterung beim Festmahle, das bei Gastwirt Maier zum „Sternen“ abgehalten wurde und an dem 80 Personen teilnahmen. Für 30 geladene Gäste zahlte die Regierung das Festessen mit 196 Gulden!

Noch fehlte dem Denkmal eine Einfassung; aber auch für diese fand sich bald ein Stifter, der Schneidermeister Hieronymus Nesselhauf in Berlin — einem Steinbacher — der sie um etwa 1800 Gulden nach Bildhauer Friederichs Zeichnung in der Königl. Erziehungsanstalt in Berlin herstellen und 1845 anbringen ließ. Im gleichen Jahre noch wurden die Kronmischeln der acht Pyramiden an der Einfassung von Bubenshand abgeschlagen. Nesselhauf sprang auch hier wieder ein und ließ den kostspieligen Schaden beseitigen. Seine Nachkommen dürften noch im Besitz eines Dankschreibens der Regierung und der ihm verliehenen goldenen Medaille für seine Freigebigkeit sein.

Bildhauer Friederich hat sich bis zu seinem Ableben um das Denkmal angenommen und sich besonders für den Zer-

raffenaufbau und für die Verschönerung des Platzes und der Freilegung von Bäumen eingesetzt, „damit er in seinen letzten Lebenstagen Erwins Höhe mit noch größerem Genuß schauen könne.“ So schrieb er letztmals mit zitternder Hand am 28. Januar 1867. Sein Wille ist ihm erfüllt worden, und so steht das Denkmal nach seinem Willen bis heute ohne besondere weitere Umgestaltung seines Platzes in Obhut von Staat und Gemeinde.

Ich blicke hinaus in das lippige Land
Aus der Heimat gesegneten Auen;
Doch hebt mir das Herz, mir zittert die Hand
Was mir jetzt beschieden zu schauen.

Noch leuchtet wie früher im goldenen Strahl
Der Sonne des Domes Gebilde,
Doch welche Laute dringen vom Tal,
Dem Gallier front Strom und Gefilde.

Strasbourg! Dir deutsche, dir herrliche Stadt
Schuf ich mein Werk, nicht den Franken.
Strasbourg! Was deutschen Odem noch hat,
Hält fest dich in Lieb und Gedanken,

So grüß ich von meiner feineren Nacht
Dich, Hehre in deutschen Landen.
Ginst lichtet der Tag die schwindende Nacht:
Neudeutschland ist (schon) erstanden!

Ernst Schmidt / Hegausänger Richard Stocker.

Seid mir gegrüßt, im Sonnenglanz:
Du ferner Alpenichnee,
Ihr Berge meines Heimatlands
Und du, mein blauer See!

Der hohe Stoffeln winkt vertraut
Dem hohen Höwen zu,
Durch Wald und Flur erklingt es laut:
„Mein Hegau, schön bist du!“ usw.

Wenige Jahre sind verflossen, seit der weltum bekannte Hegausänger, Rechnungsrat Richard Stocker, dieses zu seinem 50. Jubiläum von J. Viktor v. Scheffel gewidmete, herrliche, zehnstrophige Lied in seinen letzten Lebenstagen noch des öfteren in den frühen Morgen hinausgeschmettert hat und dann von dieser ruhe- und friedlosen Welt Abschied nahm und der singende und lachende Mund für immer geschlossen wurde.

In kurzen Zügen sei hier versucht, das Lebensbild des einst so gefeierten Sängers zu zeichnen, der auch des öfteren in Konzerten in Karlsruhe aufgetreten ist und deshalb noch manchem Musik- und Sangesfreunde in bester Erinnerung sein wird.

Richard Stocker ist in dem durch die Schlacht von 915 geschichtlich bekannten Hegaudorfe Wahlwies, unfern des Ueberlinger Sees gelegen, am 4. Dezember 1832 als Sohn eines Lehrers geboren. Früh genug erkannte sein Vater die musikalische Begabung seines Sohnes und erteilte ihm den ersten Musikunterricht. Der junge Richard, ein lebensfroher Burche, ausgestattet mit hohem Singtalent und einer wundervollen Stimme, widmete sich dem Schreiberfach; bei Hochzeiten und ähnlichen Familienfesten war ihm Gelegenheit geboten, seine herrliche Tenorstimme erklingen zu lassen. Bald entdeckte ihn ein fahrender Sänger, auf dessen Veranlassung er dann mit der Laute am grünen Band durch Württemberg, Hohenzollern, Baden, Schweiz und Oesterreich zog und überall mit seinen Liedern begeisterten Beifall erntete. Seinen Lauf als „Fahrender“ beschloß er im wildromantischen Schwarzwald. In dem tannenüberschatteten Herbergschhaus in Niedern, an dessen Füße die wildbrausende und tosende Schlucht, durch Felsgestein sich einen Weg bahrend, vorbeizischt, hielten ihn starke, unsichtbare Hände fest. In einer kalten Winternacht erlang er sich das Jawort der schmucken Schlichtwirtsstochter, die später des Sängers Braut und Weib ward. Scheffel hat in einem Hegausängerlied dieses Ständchens gedacht, das dem Sänger übrigens auch wegen nächtlicher Ruhestörung eine Strafe einbrachte.

Als Amtsreferent finden wir ihn in Mossbach, wo er ein glückliches Familienleben führte; hier entdeckte ihn der Wiener Opernsänger Vincent, der sein Lehrer im Kunstgesang wurde und ihn die Nieder des größten Vorkämpfers, Franz Schubert, lernte, die Stocker so meisterhaft zu singen verstand. Im Jahre 1870 in seine engere Heimat nach Engen verlegt, feierte er von hier aus seine Sängertriumphe. Er half mit, Gottesdienste zu verherrlichen und wirkte bei Künstlerkonzerten oder anderen Aufführungen mit.

Als Konservator des Bezirks Engen hatte er Gelegenheit, den Verkehr und die Freundschaft mit Scheffel, den er tief verehrte, fester zu knüpfen. Durch Schicksalschläge verschiedener Art verdüsterte sich nach und nach die Seele des Dichters Scheffel, der schließlich als „Einsiedler“ an der Seehalde oder auf Mettnau lebte; so ungerne er deshalb Besuche empfing, war es für ihn immer ein Freudentag, wenn er den Sänger Stocker

mit der Laute den Garten herankommen sah. In seiner Villa sang ihm Stocker Schöffel- und Schubertlieder oder Volkslieder bei einer einsamen Rahnfahrt auf dem Zellersee.

Professor Stöckle beschreibt im Schöffeljahrbuch 1891 in humoristischen Gedichten zwei Unglücksfälle auf der Mettnau. Einmal war die Villa geschlossen und da der Dichter den Schlüssel nicht finden konnte, zieht er kurz besonnen Laute samt Sänger in die Wohnung. Ein andermal sucht Stocker den Dichter auf der Rebhühnerjagd, kauft ihm vor die Finte, die er eben abschießen will und ruft: „Nicht schießen, Herr Doktor, ich bin, der Hegausänger.“ Erichroden fährt der Dichter auf: „Da schlag ein Wetter drein!“ Er senkte des Gewehres Lauf und begrüßte den Sänger mit: „Willkommen, Sänger mein!“

Das Freundschaftsverhältnis zwischen Sänger und Dichter dauerte bis zu dem Tode Scheffels fort, der an dem steigenden Ruhm des Hegausängers innigen Anteil nahm.

An Sonn- und Feiertagen besuchte er des öfteren das zwischen Engen und Talmühle gelegene Wirtshaus der „Talmühle“, wo sich immer viele Freunde aus Nah und Fern an seinen Weisen ergötzen.

Nach Scheffels Tod siedelte Stocker in die alte Waldstadt Waldshut über, in der Nähe des Trompeterstädtchens Säckingen, wo der selbige Stabstrompeter Raschmann seinen Meisterfang und Meisterzug tat. Von hier aus nahm er noch an verschiedenen Sängerkonzerten teil und ließ mit seiner prächtigen Stimme, die bis zum Tode ihre volle Kraft und Schönheit behalten hat, seine Weisen dem dunkeln Schwarzwald entgegenklingen. Mit Sang und Klang zog der liebesfrohe Schubertsänger in die Welt hinaus, seine unzähligen Freunde in Baden, Württemberg und in der Schweiz erfreuend.

Anlässlich der Feier seines goldenen Sängerbildjubiläums am 4. September 1892 gab er seine Kompositionen heraus: Hegausängerlied, Sechs Trompeterlieder, Cantilena an den Schwarzwald und Gruß an den Hohentwiel, deren Singweisen öfters auf der Mettnau bei Scheffel erklingen sind. Ueber die Kompositionen der Trompeterlieder schrieb der Sänger in der Einleitung:

„Die folgenden Singweisen sind von mir schon anfangs der sechziger Jahre erdacht. Die Anregung zu denselben gab Viktor von Scheffel selbst, dem der Hegausänger die schlichten Weisen des öfteren in des Dichters Seeheim Mettnau vorkommen durfte; diese Melodien, die einst in glücklichen, schönen Stunden erklangen und wie leis gehauchte Grüße über die zitternden Wogen des Untersees zu den Schneegebirgen der Schweiz hinüberschwebten, verletzten mich in eine Art Wehmut. In diesem Gefühle blicke ich heute — am Tage meines goldenen Sängerbildjubiläums — auf einen halbhundertjährigen Sängerbildlauf zurück und gedenke all des Schönen und Edlen, was mich am Tage beglückte; habe ich ja stets in der Kunst selbst meine höchste Befriedigung gefunden. Immer hob mich ein Hauch aus dem idealen Reiche der Töne über die Niederungen des Erdenlebens empor. Wie hehre Schatten steigen vor meiner Seele auf die Erinnerungsbilder an all die seligen Stunden und Tage, die ich im Kreise froher Menschen genoss.“

Die letzten Jahre seines arbeitsreichen Lebens, in denen er das Ehrenamt des Präsidenten des Schöffelbundes bekleidete, verbrachte der greise Sänger im herrlich gelegenen Städtchen Waldshut am Oberrhein, das ihm zur zweiten Heimat

geworden; zu seinem 80. Geburtstag erhielt er unzählige Gratulationstelegramme und Schreiben, von denen das von Viktor von Scheffel, dem Sohne des toten Dichters, im nachstehenden wiedergegeben ist:

Hochgeehrter Herr Rechnungsrat!

Am 4. Dezember werden Sie das achte Jahrzehnt Ihres Lebens vollendet haben und lebensmutig und frisch in das neunte eintreten. Einen solchen Tag begehen zu dürfen, ist nur wenigen Sterblichen vergönnt; er erfährt aber noch eine ganz besondere Weihe, wenn der Jubilar so wie Sie, verehrter Herr Rechnungsrat, auf ein Leben voll treuer, allerseits gewürdigter Pflichterfüllung zurückblicken kann, das stets von der Pflege des Schönen und Edlen verklärt war. Neben Ihrem Berufe und der Fürsorge für die Ihrigen fanden Sie von jeher Ihre Freude darin, deutschem Geist, deutschem Wort und Sang neue Geltung zu verschaffen. Dies lohnt Ihnen ein weiter, treuer Freundeskreis mit dankbarer Verehrung, und mir, dem Sohne des Hegau-Dichters, kommt es besonders zu, den Hegau-Sänger in Ehren zu halten und zu dem bevorstehenden Feste, vereint mit den Meinigen, in treuester, verehrungsvollsten Wünschen seiner zu gedenken.

Möge, wenn auch dann und wann einmal das Alter leise anklopfen will, der frohe Sangesmut, der so viele Jahrzehnte hindurch Ihnen und andern das Leben verschönerte, Ihnen treu bleiben und Sie frisch und froh den Neunziger entgegenführen.

In aufrichtiger Wertschätzung und Hochachtung verbleibe ich, verehrter Herr Rechnungsrat,

Ihr ergebenster

Karlsruhe, 1. Dez. 1912.

Viktor von Scheffel.

Noch ab und zu besuchte er als rüstiger Greis seine Freunde in den Orten seines ehemaligen Wirkungskreises, bis er am 13. Oktober 1918, an einem Sonntag, verschied.

Mit Stodters Tod sind traute Heimatweisen verklungen, doch sein Mund ist für uns auch durch den Tod nicht verstummt. Heimatliebe hat er wie kaum einer zuvor geweckt; die Erinnerung an ihn wird sie wach halten.

Während Wellen ziehn von Ort zu Ort
Legt ein großer Sänger sich zur Ruh,
Und noch gilt sein letztes Wort:
„Mein Hegau, ach wie schön bist du!“

Hans Drollinger / Der Mäuseurm.

Aus finst'rer Burg Bischof Satto lacht
Hinab ins Volk mit Hohu:
„Bei Gott, der Winter naht mit Macht,
Zur Stadt zieh'n die Mäuse schon.“

„Herr Bischof, gebt gnädig uns Korn und Brot,
Oh' grimmiger Hunger uns frisst.“
„Die Scheune dort drüben hilft eurer Not,
Gefüllt bis zum Rande sie ist.“

Brot! Mit rasender Gier stürzt hinein
Die Schar ins dunkle Geläß:
„Nun lustig, ihr Herren, und aufgemerkt sein,
Das gibt einen köstlichen Späß.“

Er wendet sich grausend, der Turm im Rhein
Soll retten ihn aus der Not, —
Die Mäuselein zieh'n pfeifend hinter ihm drein
Und knabbern ihn sichernd tot.

Was droht ihr herauf, ihr findet nur Spreu?
Hier diese Fackel bringt Licht!
Zum Himmel schrickt auf ein gellender Schrei,
Und lachend der Bischof spricht:

„Wie pfeifen die Mäuselein so artig und fein,
Geröstet wird nun ihr Brot...“
Da fliehen die Herren und lassen allein
Den Bischof, vom Feuer umloht.

Warum wird sein Auge so starr und scheu,
Was verkrampft sich sein bleiches Gesicht?
In schwarzen Heeren kriecht's wimmelnd herbei,
Die Mäuse nah'n zum Gericht.

Jufundus Bruttler / Von den badischen Weinen / Plauderei.

Es kann sich in einem Kalender,^{*)} der von nicht gelehrten Leuten für nicht gelehrte Leser geschrieben wird, nicht darum handeln, diese Bücher zu wälzen und mühsam eine Geschichte der badischen Weine zu versuchen. Man müßte dabei vom sagenhaften römischen Kaiser Probus anfangen und unsicher durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart durchwaten, um dann vielleicht doch nur ein Bündel Behauptungen zu bieten, die man zudem beim Aufschlagen des Kalenders doch wieder vergessen hat. Ebenwomöglich geht es an, von der chemischen Wissenschaft her eine Untersuchung anzustellen. Abgesehen davon, daß solches nur für künftige Wert hätte und abgesehen davon, daß der Weinbauer in seinen, durch seine Ahnen laufenden Erfahrungen mehr natürliche Chemie in sich hat, als die Bücherweisheit sich träumen läßt, gibt es einem fröhlichen Weinzecher und ehrlichen Weinkenner einen bedenklichen und mißtraulichen Stich ins Hirn, wenn er das Wort Chemie mit dem Traubensaft in einem Atem nennen hört...

Wir möchten vielmehr lebhaftig und zwanalös durchs badische Ländle wandern und dort einkehren, wo man einen Guten schenkt. Leider ist es nicht mehr so wie früher, wo ein Blumenstrauß oder ein grüner Busch am Weinbauernhaus seine Einladung schwenkte. Wenn also die sogenannten Busch- oder Straußwirtschaften kaum mehr bestehen, so winken dafür andere muntere Herbergszeichen zur Einkehr, und manche bringen sogar noch Anklänge an jene Gepflogenheiten und heißen „Zum Kranz“, denn statt des Blumenbusches hing man ehedem auch einen Reis oder Kranz über die Tür eines Weinbauern zum Zeichen, daß man dabelst einen nehmen kann. Uebrigens, wie einer einen Pferdeverstand, einen Hundeverstand, einen Sinn für die Echtheit von Altertümern, ein angeborenes Verständnis für bildende oder andere Kunst hat, so hat der gute Weintrinker — wir reden ein für allemal nur von einem solchen, nie von einem törichtigen Säuser oder Gleichgültigen — ein geheimnisvolles Organ, das ihn zum befriedigenden Weinschlurf führt. Nun wie etwa das Kamel zur Dase. Mit Verkauf zu sagen.

Wer indessen doch authentische Wissenschaft vom badischen Weinbau haben möchte, dem seien die Monographien „Die

^{*)} Aus dem von A. Kälber herausgegebenen Kalender der badischen Landwirtschaft „Auf badischer Scholle“. Erster Jahrgang, 1925.

Weine Badens nebst Beurteilung der Weine überhaupt und für Kranke und Wiedergenesende im Besonderen und Behandlung der Weine im Privat- und Wirtschaftler“ empfohlen, die der weiland Geh. Hofrat Dr. Neßler im Auftrag des Ministeriums des Innern (im Verlag Braun in Karlsruhe) in den neunziger Jahren geschrieben hat. Ferner sei auf die geschichtlich aufschlußreiche Schrift von Dr. Fr. A. Hoch hingewiesen, die er anlässlich einer Bühler Ausstellung unter dem Titel „Zur Geschichte des Weinbaus in Mittelbaden, mit besonderer Berücksichtigung der Ortenau und Bühler Gegend“ im Jahre 1905 im Selbstverlag herausgegeben hat. Weiter wäre auch eine Festschrift anzugeben, die der Sekretär des Verbandes der bad. landwirtschaftlichen Konsumvereine Georg Berg verfaßte. Sie heißt „Der Winzerverein Dagnau am Bodensee“ und weckt daneben die lebhafteste Erinnerung an den Pfarrer Heinrich Hansjakob. Vergißt, doch immer noch in geschichtlicher und geologischer Beziehung lesenswert, ist die Studie von E. Martin „Der Weinbau im Oberrheinkreise des Großherzogtums Baden“, im Verlag der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. im Jahr 1844 erschienen.

Doch nun zur Weinwanderung durch die heimatischen Weingegenden. Da ergeht sich nun dank unseres geeigneten süddeutschen Gottesgartens die erfreuliche Genußatmung, daß man es mit dem Sängerspruch der badischen Gesangsvereine halten kann. Der fängt bekanntlich an mit den Worten: „Vom See bis an des Maines Strand!“ In der Tat: die Reben gedeihen in unserer engeren Heimat vom See bis an des Maines Strand. Solchermaßen kann geschehen, daß, wenn man eine Karte von Baden in die Hand nimmt, man eine wahrhaftige Weinkarte vor sich hat und nur die Dual der Wahl hat. Machen wir die Fahrt durch die Weingegenden in umgekehrter Reihenfolge als sie im Sängerspruch angegeben ist, so lockt uns zuvörderst das herrliche Städtchen Wertheim, das an Schönheit mit Alt-Heidelberg wetteifert und darum auch von Dichtern weit gepriesen ist. Die Weine Wertheims und des Taubertales, als dem äckersten Ripfel unseres Heimatlands, erinnern in guten Sorten an die bekömmlichen Frankweine, sind trinkbar ohne Nachteil, bieten guten Durchschmitt, ohne sich allerdings zu Höchstleistungen aufzuschwingen. Da die verhältnismäßig geringen Mengen zu einem Versand kaum in Betracht kommen, sondern an Ort und Stelle ver-

braucht werden, können diese Weine gleich denen der Bergstraße, des Bezirkes Mosbach, des Kraichgaus — trotz dem ehrwürdigen Turmberg mit seiner Musterpflanzung und seiner Versuchsanstalt auf der Augustenburg — nicht von bedeutungsvollen Wertmessungen begleitet sein. Wenngleich es nicht ausgeschlossen ist, daß auch dort in günstigen Jahren Qualitätsfäden erzeugt werden, die erstaunliches Gewicht und entsprechende Güte haben. Das ist uns gerade schon bei Gröbinger und Durlacher Weinen vorgekommen. Wobei wir allerdings nicht verschweigen wollen, daß auch das Gegenteil eintreten kann und einem das Lachen vergeht, wenn ein bössartiger Säuerling den armen Magen quält wie Scheidewasser das Metall. Es ist nun mal schon so. Wenn man von den badischen Weinen spricht, muß man eben in das ausgesprochene Weinland gehen. „Rebland“ nennt es der Alemannendichter Hermann Burle, der das Erbe Johann Peter Hebel's nicht nur vererbtet, sondern vermehrt. Mit dem Rebland meint er das altbadische Land, also das Markgräflerland. Das ist gewiß das eigentliche „Oberland“, jener Landstrich, der dem Karlsruher Prälaten Hebel solch Heimweh gewedt hat, daß er es durch wunderfeine Dichtungen hat bannen müssen. Aber dessen ungeachtet sängt das badische Rebland schon in der Bühler Gegend an, lagert sich um das Rendtal herum, breitet sich in der Ortenau aus, springt aus dem Breisgau auf die geheimnisvolle Berginsel, die man Kaiserstuhl nennt, um dann allerdings gleich von Freiburg an wirklich segensfülliges und herrliches Rebland im wahren Sinn des Wortes zu werden.

Aus der erstgenannten Landschaftsgruppe leuchten die Namen Affental und Zeller Roter, der Durbacher Clevner und Klingelberger und der Weißherbit. Bei dieser Aufzählung allein schon weitet sich das Herz. Und der Verstand will gar nicht wissen, ob das Verwitterungsprodukt des Granits und des Gneises, der Schutz des Schwarzwaldes oder die Mischung der Traubensorten die Ursache solcher erlesener Weine bildet. Nur eines muß man sich merken. Die Weine sind höchlich stark; Hans Jakob vergleicht sie sogar irgendwo in einer seiner vielen Schriften — ich glaube in seinem Buch über die Illenau — mit Kirchwasser, wenigstens an Stärkegehalt und Gefährlichkeit für den Ungewohnten. Man muß sich eben Mühe geben, sie zu vertragen. Es empfiehlt sich, es überhaupt mit der Rochuspredigt des Bischofs vom Rhein zu halten, von dem Goethe erzählt, daß er seine Gläubigen inständig ermahnt habe, nicht mehr zu trinken, als sie ertragen könnten, denn nicht jeden hätte der Herr gewürdigt, acht Maß zu ertragen wie ihn, seinen unwürdigen Knecht! Es ist ganz natürlich, daß auch im Weintrinken der Geschmack verschieden ist und jeder wird sich ein kleines Spezialweinkle auf trinkfrohen Wanderungen errungen haben. Diese Wissenschaft muß eben, genau wie die hohe des Geistes, gewissenhaft erworben werden. Da geht es nicht ohne Zwischenfälle ab. Als ich einmal vor vielen Jahren, da ich noch auf dem Finanzamt Oberkirch schrieb, über die Moos wanderte und dann in einem berühmten Weinort hängen blieb, lernte ich den Clevner mit seiner wunderbaren Blume und den hellen Klingelberger mit seinem Würzgeschmack so gründlich kennen, daß ich im Schulhaus übernachtete und zwar bei einer befreundeten Lehrerin. Böse Jungen wollten die Ursache der unfreiwilligen Nüchternheit in vertriebenen Gründen suchen, aber wer mich kennt, weiß, daß das bei mir ganz ausgeschlossen ist. Gegen zehn Uhr des andern Morgens sah ich zerstreut am Pult der Oberinnehmerin zu Oberkirch; die einfachste Addition wollte nicht gelingen, bis ich erst meuchlings nach Waissbach entwich, allwo ein Ausländer die verschiedenen geschädigten Organe wieder in die gottgewollte Verfassung brachte. Besser ging es mir bei einer Geburtstagsfeier in Sasbachwalden. Dort wächst auf sonnigster Höhe ein Tropfen, der sich Schelzberger nennt. Die unerlässliche Übung war in jener Zeit von mir schon errungen. Daher tranken wir, ein erprobtes Duo, solange, bis die Sonnenwirtin in wohlverdienten Schlaf sank. Die Töchter wollten auch ins Bett, aber wir selbst hatten noch nicht genug. Als sie aber Ernst machten und uns dringend verabschieden wollten, schlüpfen wir in den Hof, hantieren die Kellertüre aus, versteckten sie im Schopf und die Schelzberger ging weiter bis zum Hahneschrei. Sie kostete damals, ach, so wenig. Und Vater hatte man auch keinen, denn man war jung und der Wein absolut rein.

Das Entzücken jedes norddeutschen Studenten, wenn er nach Freiburg in die saubere Stadt kommt, ist die Tatsache, daß es offenen Wein gibt. Er ist von zu Haus die teuren Flaschenweine vom Rhein, von der Mosel und von Frankreich gewöhnt und da findet er auf einmal im gelegenen Badnerländchen ein Weinparadies, dessen Mittelpunkt die schöne Münsterstadt ist. Von dort aus unternimmt der Studio, wie es im Bummellied des Kommerzbuches heißt, seine Fahrten landauf und landab, und immer findet er ein „Weindorf“. Auch kümmerl er sich so wenig als wir, welchen Anteil an diesem Weinigen das Klima, der Boden, die Herrscherhäuser und die Klöster haben und hatten und welchen ausschlaggebenden Anteil der Fleiß und die Erfahrung der Winzer durch die langen Jahrhunderte daran haben. Leider denkt er kaum an die unzähligen Mühen und bitteren Enttäuschungen, nicht an die Nebenpest, die in vielerlei Gestalt nach Namen und Art, alle Arbeit umsonst macht und denkt auch nicht an die unberechenbare Tüde des Wetters, die zuweilen die besten Aussichten in einen glatten

Fehlherbit verwandelt, und der Bauer sitzt dann da und muß auf sein eigentliches Ertragnis-Einkommen verzichten . . .

Abseits der großen Heerstraße, obwohl unmittelbar daran aufsteigend, erhebt sich das merkwürdigste, heimliche, landschaftliche Gebilde größeren Ausmaßes: der Kaiserstuhl. Er ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus Basalt, in der tiefe Böschluchten eingegraben sind. Kein Wunder wächst auf seinen sonnigen Hängen ein Feuertropfen, der noch lange nicht genug bekannt ist, obwohl sehr große Mengen gebaut und versandt werden. Nach schlechter Sitte aber ging er, in früheren Jahren mehr als heute, nicht unter seinem eigenen ehrlichen Namen. Sogar als Mosel fand ich ihn einmal irgendwo etikettiert. Der Kaiserstuhl ist ein geheimnisvolles Gebirgswunder. Hier gibt es Pflanzen, die man in ganz Deutschland nicht findet. Eine Wonne ohnegleichen der Kaiserstühler Frühling, wenn am Rain der Frauenschuh tanzt und die Kuppen in weißen und rosa Wolken wehen. Im Sommer ist es in seinen Hohlwegen fast unerträglich heiß, aber man wird veröhnt, wenn man an den Herbst denkt. In den letzten Jahren hat man sich die Veredelung der Traubensorten zur Aufgabe gemacht. Die Burgundertrauben und die Ungarn gehen auf die Geschichte des wackeren Lazarus von Schwendi zurück, von dem uns der Dichter Wilhelm Jensen, ein großer Verehrer des Kaiserstuhls, in der schönen Geschichte vom „Mutterrecht“ erzählt hat. Heute ist das Schloß des uralten, von der Welt noch glücklich unberührten Burkheim im Besitz eines der größten Weingutsbesitzer im ganzen Oberland. Sein Keller in Endingen bildet eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, und es darf ihn jeder verständige Wanderer fed besuchen und seinen Riesling und Edelwein versuchen. Sie nehmen es mit den allerbesten deutschen Weinsorten auf. Die aus dem glühenden Lavafelsen aufgesprungenen Reben tragen sehr zückerreiche Trauben, die deshalb in steigendem Maß zur Herstellung von Champagner verwendet werden. Wer einmal nach Rottweil kommt, wird irgendwo einen Keller finden, an dem der Namen einer der größten Sektfirmen prangt. Es wäre uns Badenern schon lieber, wenn solches mehr bekannt wäre, und es könnte dem Weinbau unseres Heimatlandes nur förderlich sein, wenn die Sektfirmen bei ihren riesigen Reklamen da und dort einfließen ließen, daß ihre Erzeugnisse aus badischen Trauben gewonnen sind.

Was die Volkstümlichkeit anbelangt, — sie geht weit über die gelbten Grenzpfähle hinaus — steht und das natürlich nicht von ungefähr, der Markgräflerwein an der Spitze. Er ist in der Hauptsache gemeint, wenn man außerhalb unseres Landes vom badischen Wein spricht. Sein Edelgehalt, sein iverstischer Geschmack, seine Haltbarkeit und Flaschenmaltigkeit macht den Markgräfler zum „großen“ Wein. Wohin wir aber nun wandern wollen, um den besten zu finden, das wird uns allzu schwer. Wir müssen schon von einem Weinfürsten aus Müllheim oder Muggen ein Auto erbitten und von Freiburg aufwärts bis nach Grenzach fahren, um dort mit einem Roten die Erkundigungsfahrt zu beschließen. Denn gleich bei St. Georgen-Schallstadt wölbt sich Nebhügel an Nebhügel über dem grünflüßern dahinstreichenden Rhein. Wollen wir ins Herz des Oberlandes, in die Bezirke von Müllheim und Staußen gehen, so können wir uns zunächst kaum vom Ebringer trennen und doch harren unser eine lange und edle Folge, die Lauffener, Reggenhagener, Muggener, Gagener und wie sie alle heißen, die, wie es im Freiburger Lied von Hebel heißt, in der Tat wie Baumöl eingehen, obwohl ich ehrlicherweise bekennen muß, daß ich nicht weiß, wie Baumöl schmeckt. Daß jedoch ein Aler Markgräfler wie köstliches Öl die Kehle hinabgleitet, kann ich mit selten gutem Gewissen bestätigen. Der Rotwein ist im Markgräflerland feltener, nur in dem weltverlorenen, wunder schön gelegenen Feuertropfen findet man einen ausgezeichneten Wein dieser Art.

Noch bleibt uns der Seewein. Bei seiner Beurteilung geht es nicht ohne humorvolle Betrübniß ab. Die Feuchtigkeit der Seenebel beeinträchtigt seine Süße. Und für den Sipplinger mußte der klassische Kenner Plotinus vom dünnen Alt in einer gelahrten Anmerkung zum Roman Eckhard eine Ehrenrettung tun. Es geht im gesamten dem Seewein glücklicherweise so wie der Maria Stuart von Schiller: er ist besser als sein Ruf. Wer es nicht glaubt, trinke mal einen Abend lang auf der sonnigleuchtenden Reichenau ein paar Liter Traminer. Der Mann wird sich nicht zu beklagen haben. Um bei der Geschichte Scheffels aus dem zehnten Jahrhundert zu bleiben: In einem übermütigen Kapitel läßt der Dichter dem Sendling der Herzogin Hadwig von Schwaben, dem ehren- und trunkseligen Kämmerer Spazzo, durch die ebenis gelehrten wie weinfennerischen Mönche des Klosters Reichenau mehrere Steinfürge edelsten Meersburger Roten vorziehen. Der Erfolg ist bedeutend. Selbst Spazzo stellt im Verlauf der Trinkung selbst seinen Krug in die Luft, sodas er auf dem Fliesen zerfällt. Der Becher selbst wird auf der Heimfahrt vom Ross genarrt und sein Köhlein Fallada wirkt ihn schließlich ins Gras zum erlösenden Schlaf. Das Kloster ist verschwunden, aber der rote Meersburger besteht noch. Mit ihm wollen wir im Schatten des Dagobertturmes, im Anblick des Bodan, in Erinnerung an den Dichteritz der Droste-Hülshoff, in Begleitung, wie schön unser Badnerland allerorten ist, die Weinsahrt durch Baden beschließen und dem hoffentlich durstig gewordenen geduldigen Leser ein herzliches „Wohl bekomms“ zurufen.